



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Otto, Walther: Das Syrakus des Westens und seine Bildungsstätte

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Syrakus des Westens und seine Bildungsstätte



in amerikanischer Humorist hat kürzlich vorgeschlagen, man solle statt der künstlichen, philologischen Gruppierung die Wörter einteilen: erstens in tote Wörter, bei denen wir uns nichts denken können, zweitens in lebendige, die sofort deutliche Vorstellungen in uns erwecken. Wenn wir diese etwas moderne Klassifikation auch auf Eigennamen anwenden, so gehört der Name Syrakus sicherlich zu der zweiten Kategorie, denn er hat seine Lebenskraft seit mehr als 2600 Jahren bewiesen. Mit dem Worte Syrakus verband sich für die Korinther der Gedanke an ihre nach Sizilien ausgewanderten Brüder, die Athener und die Spartaner gedachten dabei der erbitterten Kämpfe um die Hegemonie, die auf den Höhen von Epipolä stattgefunden hatten, und zu Strabos Zeiten waren aller Augen auf Syrakus geheftet, das damals die größte Stadt der antiken Welt war. Seitdem blieb es durch viele Jahrhunderte als der Schauplatz historischer Ereignisse bekannt, bis heute der Name Syrakus eine Flut von Erinnerungen hervorrufen und in uns den Wunsch erweckt, diese Stadt zu sehen, mit deren Geschichte wir seit unsrer Kindheit vertraut gemacht worden sind. Doch ich muß meine Leser enttäuschen. Nicht nach dem sonnigen Süden werde ich sie führen, sondern über den Atlantischen Ozean nach Nordamerika, wo im Staate Newyork eine Stadt liegt, die mit dem antiken Syrakus den Namen gemeinsam hat, doch nichts als den Namen. Kein Maultierkarren bringt uns in ihre Mauern, keine Ruinen aus grauer Vorzeit grüßen uns von den umliegenden Hügeln. Der Empire State Express, der schnellste Zug der Welt, führt uns von Newyork in 5 $\frac{1}{2}$  Stunden nach diesem modernen Syracuse. Er durchbraust das Tal des majestätischen Hudsonstroms und fährt durch die Städte Utica und Rome, sodasß wir uns ins Alttertum zurückversetzt fühlen könnten, wenn nicht der schrille Pfiff der Lokomotive, das Auftauchen von Ortschaften mit fremdartigen indianischen Namen und der Blick auf mächtige Fabrikschlote schnell diese Illusion zerstörten.

Syracuse liegt im Norden des Staates Newyork und ist eine blühende Industriestadt von etwa 125000 Einwohnern, die sich von andern amerikanischen Städten derselben Größe nur durch eine gewisse Wohlhabenheit und Solidität auszeichnet. Die Straßen bieten nichts besonderes. Die öffentlichen Gebäude sind architektonisch wenig bemerkenswert, nur hier und da ragen einige imposante Wolkenkratzer turmgleich aus der Häusermasse hervor. Südwestlich von der Stadt liegt der herrliche Onondagasee, der mehr als zehn Kilometer lang und drei breit ist. An seinen Ufern sind die Salzmarschen, die Syracuse bekannt und wohlhabend gemacht haben. Seit dem Jahre 1650 wurden die

Salzquellen ausgebeutet, und dem Unternehmungsgeiste der Jesuiten war es zu danken, daß sich bei dem weltabgelegnen See eine blühende Industrie entwickelte. Die Stadt Syracuse bestand damals noch nicht. Wir hören von ihr erst 1786, wo sie von den Indianern als Websters Camp erwähnt wird. Sie erhielt nach und nach verschiedne andre Namen; doch als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts im Staate Newyork die Epidemie ausbrach, viele Ortschaften mit klassischen Namen zu belegen, erhielt die Stadt ihre jetzige Benennung.\*) Seitdem hat sie sich fortwährend, doch nicht unnatürlich schnell entwickelt, vor allem begünstigt durch die Anlage des Erie- und des Oswegokanals, die die Waren auf dem billigen Wasserwege diesem Industriezentrum zuführen. Syracuse ist jetzt die bedeutendste Stadt der agrarischen County Onondaga, die früher der Wohnsitz eines Indianerstammes desselben Namens war. Zu diesen Onondaga-Indianern gehörte Hiawatha, der Longfellow durch sein Epos Unsterblichkeit gesichert hat. Die Regierung hat dem Stamm eine Reservation, herrliches, fruchtbares Land, zugewiesen, das acht Meilen von Syracuse liegt. Dort führen die Nachkommen der streitbaren Rothhäute ein beschauliches, tatenloses Dasein und werden, wenn die Anzeichen nicht trügen, bald alles Charakteristische ihrer Rasse verloren haben und sich der weißen Bevölkerung der nahen Stadt assimilieren. Doch nicht die Existenz dieser Indianer noch das Vorhandensein blühender Industrien (Automobil- und Schreibmaschinenfabriken) würden mich bestimmen, von Syracuse zu erzählen, wäre in der Stadt nicht etwas zu finden, was in Deutschland größeres Interesse erregt, nämlich eine typisch amerikanische Universität.

Auf einem Hügel, der das Onondagatal weithin überschaut, liegen im Südosten der Stadt, drei Kilometer von ihrem Zentrum, die Gebäude der Universität Syracuse. Während der letzten zehn Jahre hat diese Anstalt, die 1870 von Methodisten gegründet worden ist und noch jetzt zu ihnen in Beziehungen steht, einen wunderbaren Aufschwung genommen und wird gegenwärtig von 2500 Studenten besucht. Ich nannte diese Hochschule, an der über zweihundert Dozenten lehren, eine typisch amerikanische und will im folgenden versuchen, dies etwas zu erläutern, ohne mich dabei in Betrachtungen pädagogischer Art zu verlieren. Die Universität Syracuse macht keinen Anspruch darauf, zu den leitenden Hochschulen der Vereinigten Staaten wie Harvard, Yale, Johns Hopkins, Columbia u. a. gerechnet zu werden, obwohl es die stille Hoffnung aller guten „Syracusaner“ ist, ihre jetzt noch junge Alma Mater einst an der Seite jener berühmten Anstalten genannt zu hören. Doch durch ihre Ziele und Lehrkurse kommt Syracuse den Wünschen und Bedürfnissen der Amerikaner entgegen. Wir dürfen nie vergessen, daß es töricht ist, amerikanische und deutsche Hochschulen zu vergleichen, um daraus weitgehende Folgerungen zu ziehen. Der Zweck der Universitäten und Colleges ist in den Vereinigten Staaten nur einer: brauchbare Lehrer und Leute mit guter Durchschnittsbildung auszusenden. Für die Bedürfnisse derer, die die Tiefen der Quellen menschlichen Wissens ergründen wollen, sind An-

\*) Im nördlichen Teile des Staates Newyork sind u. a. noch Städte und Dörfer mit folgenden klassischen Namen: Attica, Carthage, Cicero, Delphi Falls, Fabius, Homer, Ithaca, Manlius, Marcellus, Mycenae, Palmyra, Seneca Falls, Troy (Troja).

stalten wie Harvard, Johns Hopkins usw. vorhanden, die nach deutschem Muster organisiert sind und sich hohe wissenschaftliche Ziele stecken.

Syracuse ist in fünf Fakultäten eingeteilt, in die der freien Künste, der schönen Künste, der Medizin, des Rechts und der Ingenieurwissenschaft. Das Grundprinzip, auf dem sich alles aufbaut, ist das der Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die Studentinnen werden zu allen Vorlesungen als völlig gleichberechtigt zugelassen und können dieselben Ehregrade erlangen wie ihre männlichen Kollegen. Diesem coeducational system hat es die Universität zu verdanken, daß über tausend junge Mädchen in ihren Mauern den Wissensdurst zu befriedigen suchen. Die Studenten beides Geschlechts kommen im Alter von etwa achtzehn Jahren auf die Universität, wo sie nach vier Jahren den Titel Bachelor of Arts (B. A.) ohne Abschlußexamen erhalten, wenn sie sich während dieser Zeit in den halbjährigen Prüfungen über ein gewisses, nicht sehr hoch bemessenes Quantum Wissen ausgewiesen haben. Nur sehr wenig bleiben ein weiteres Jahr in Syracuse, um den Titel Magister Artium (M. A.) zu erhalten, und der Doktor der Philosophie (Ph. D.) wird hier selten verliehen, da er nur durch ein siebenjähriges Studium erlangt werden kann.

Vielleicht ist es nun für meine Leser nicht ohne Interesse, mit mir einen Tag in den Räumen des Liberal Arts College (d. h. der philosophischen Fakultät) zu verbringen. Fünf Minuten vor acht Uhr erklingt in der Frühe das Glockenspiel vom Turme des Crouse College, eines prachtvollen gotischen Baues. Choräle und Lieder (darunter bisweilen auch deutsche, z. B. Ich hatt einen Kameraden) rufen die Studenten zu ihrer Pflicht. Von allen Seiten strömen sie den verschiedenen Gebäuden zu, die co-eds (d. i. coeducates) in geschmackvollen, oft sehr eleganten Kleidern, die boys (Knaben, d. i. Studenten) etwas weniger anziehend in ihrer äußern Erscheinung. Die meisten verschwinden in dem Bau aus mächtigen grauen Quadersteinen, der die Klassenzimmer enthält. Von Vorlesungssälen können wir nicht gut sprechen, denn das Hauptgewicht wird hier auf die Lehrtätigkeit, auf mündliche Unterweisung gelegt, obwohl auf vielen Gebieten auch den Vorlesungen ein weites Gebiet eingeräumt wird, vor allem in der Literatur. Der Besuch der Kurse, zu denen sich ein Student verpflichtet, ist obligatorisch, wie überhaupt vieles, auch die Unterrichtsmethode, an die Tätigkeit auf einem deutschen Gymnasium erinnert. Der Professor kennt die Namen der immer sehr beschränkten Zahl seiner Hörer und Hörerinnen genau, er stellt an sie Fragen und sucht auf jede Weise zu ihnen in nähere Beziehung zu treten. Er kann durch seine Persönlichkeit fast mehr auf sie einwirken als durch sein Wissen, denn der amerikanische Student ist für Anregungen jeder Art äußerst empfänglich, wenn sie von der richtigen Quelle kommen. Gegen zehn Uhr beginnen die Glocken abermals zu läuten und rufen zur Kapelle, wo ein kurzer Gottesdienst stattfindet, dessen Besuch nicht obligatorisch ist. Von zehn bis ein Uhr nehmen die Vorlesungen ihren Fortgang, und des Glockenspiels frohe Weisen verkünden darauf den Studenten des Liberal Arts College, daß sie für den Rest des Tages von dem Zwange befreit sind, die Kollegien zu besuchen. Die Juristen aber, die Mediziner und die Ingenieure können am Nachmittage nicht feiern. Besonders in den chemischen

Laboratorien herrscht fieberhafte Tätigkeit, und wer nicht gerade ein Liebhaber von Schwefelwasserstoff und ähnlichen Wohlgerüchen ist, zieht es vor, sich in respektvoller Entfernung zu halten.

Die Studenten, die über ihre Zeit frei verfügen können, geben sich dem Vergnügen des Sports hin. Östlich von der Hall of Languages liegen weite Rasenflächen, ein achtzig Acker großes hügeliges Gebiet, das Eigentum der Universität ist. Dort entwickelt sich reges Leben. Studentinnen spielen Tennis, einige Studenten Golf, andre Fußball, Ball mit Freistätten usw. Auf einer großen Rennbahn sieht man die track team, etwa vierzig Mann, alle in Sportkleidung, den Dauerlauf üben. Aus der Turnhalle dringen die Rufe der Studenten zu uns herüber, die dort unter Leitung eines Professors „trainiert“ werden. Jeder Besucher der Universität, Student und Studentin, hat zwei Jahre lang Turnunterricht zu nehmen (zwei bis drei Stunden wöchentlich), eine Verpflichtung, von der er unter keinen Umständen entbunden wird. Das Hauptinteresse des Zuschauers konzentriert sich auf das, was im „Oval,“ einer von Tribünen umgebenen Arena, vor sich geht. Dort übt die Fußballmannschaft für die Kampfspiele, die im Herbst jeden Sonnabend zwischen Syracuse und einer andern Universität stattfinden. Es ereignet sich dann nicht selten, daß gegen fünftausend Zuschauer einem solchen Schauspiel bewohnen. Die Tribünen sind bis auf den letzten Platz gefüllt und bieten ein buntes Bild. Die Farbe der Universität Syracuse ist orange, und alle ihre Anhänger tragen gelbrote Fähnchen, Bänder, Mützen und Schleifen, die sie jubelnd schwingen, so oft sich der Sieg ihrer Partei zuneigt. Von der Begeisterung, die bei einem solchen Fußballwettspiel entfaltet wird, kann sich der Deutsche keinen Begriff machen. Es liegt etwas Kindliches darin, aber zugleich etwas Rührendes, denn in den Augen der Studenten hängt der Ruhm ihrer Universität von den Großtaten der football team ab. Oft kommt es vor, daß die Studenten tausend Kilometer und weiter in einem Sonderzuge reisen, um dem Streite zwischen ihrer Mannschaft und der einer berühmten Universität zuzusehen. Gern geben sie für dieses Vergnügen ihre letzten Ersparnisse hin. Syracuse ist jedoch, was die Studenten anbetrifft, durchaus keine wohlhabende Universität, und deshalb kommen Wettspiele wie die zwischen Harvard und Yale, wo dreißigtausend Zuschauer anwesend sind, die 5 bis 15 Mark Eintrittsgeld zahlen, hier nie vor.

Wenn wir nun den Universitätshügel verlassen und hinunter in die Stadt gehn, so werden wir erstaunt sein, dort eine große Anzahl Studenten bei den verschiedensten Beschäftigungen zu finden. Einige sitzen im Bureau eines Rechtsanwalts an der Schreibmaschine, andre helfen von fünf bis neun Uhr als Ladenbediener in Geschäften, wieder andre durchhausen auf dem Fahrrad als Zeitungsreporter die Stadt. Sie alle gehören der großen Kategorie derer an, die sich durch die Universität hindurcharbeiten (they work their way through college, wie der Amerikaner zu sagen pflegt) und darum etwa jährlich 1000 Mark verdienen müssen, was hier etwas weniger schwierig ist als in Deutschland. Doch was für eine eiserne Energie entwickeln viele dieser jungen Leute, die früh aufstehn, um im Winter gegen geringes Entgelt den Schnee vor den

Häusern wegzuschippen, darauf zur Universität gehn und College hören, dann ihre Kommilitonen in den Klubs als Kellner beim Mittagessen bedienen, nach Tische arbeiten und Abends in der Stadt tätig sind. Es ist ein großartiger demokratischer Zug des amerikanischen Studentenlebens, daß diese Studenten überall in hohen Ehren gehalten werden. Ich selbst kenne einen Fall, daß ein junger Mann vier Jahre lang in der Fabrik arbeitete und sich auch auf der Universität einen Nebenerwerb verschaffte, um das nötige Geld für sein Studium zu ersparen. Er wurde trotzdem von seinen Kommilitonen zur Ehrenstellung des Vorsitzenden der Seniorenklasse erwählt. Die Studenten aller amerikanischen Hochschulen sind nämlich eingeteilt in: freshmen (erster Jahrgang), sophomores (zweiter Jahrgang), juniors (dritter Jahrgang) und seniors (vierter Jahrgang). Diese Einteilung hat etwas von Kastenwesen an sich. Die Studentinnen versuchen besonders an der Schreibmaschine, als Hilfe im Haushalt usw. einen Teil ihres Lebensunterhalts zu verdienen und verlieren dabei in den Augen ihrer Genossinnen durchaus nicht an Respekt. Von 120 000 Studenten der amerikanischen Universitäten und Colleges machen fast 45 Prozent ohne wesentliche Unterstützung ihrer Angehörigen einen vierjährigen Universitätskursus durch. Es gibt sicherlich kein Land, wo das Sprichwort: „Arbeit schändet nicht“ so zu Recht besteht.

So viel über die soziale Seite dieser Frage. Leider ist das Resultat vom pädagogischen Standpunkt aus etwas anders. Es ist kein Zweifel, daß hochbegabte, energische junge Leute, wenn sie zu denen gehören, die „zwei Herren dienen“ müssen, nicht zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte und wohl nie zum Genuß ihrer Studien kommen. Ihr Leben ist eine unablässige Plackerei, und es fragt sich sehr, ob die College education nicht in den meisten Fällen mit zu großen Opfern erkaufte ist. Da diese Studenten, die sich durch die Universität durcharbeiten, keine Zeit für Zerstreuungen und Vergnügungen verschwenden, so leisten sie trotz ihrer Nebenbeschäftigungen durchschnittlich Befriedigendes, wie das Gutachten von sechsundfünfzig Universitätsrektoren bezeugt. Aber zu gleicher Zeit tragen sie unbewußt dazu bei, die Studienziele der Universität, die an und für sich nicht hoch sind, noch mehr herabzudrücken.

Das „System,“ das in Syracuse und andern amerikanischen Hochschulen im Schwange ist, ist nicht geeignet, den Ehrgeiz anzuspornen oder den Studenten zu freier, wissenschaftlicher Arbeit anzuregen. In manchen Fällen hat man den Eindruck, daß sich die Studenten wie Gefangene fühlen, die eine gewisse Zeit absitzen müssen und dann erst zur goldenen Freiheit gelangen. Wer nämlich siebenhundertundzwanzig Kollegstunden beigewohnt hat — gewisse Vorlesungen sind dem Studenten vorgeschrieben, die meisten aber sind Wahlfächer, die oft in keinem innern organischen Zusammenhange stehn —, immer gut oder leidlich präpariert war und die Prüfungen am Ende jedes Halbjahres wenn auch nur mit Mühe bestanden hat, erhält hundertundzwanzig Stunden credit, was ihn berechtigt, am Ende des vierten Studienjahres den Titel Baccalaureus zu führen. Dadurch, daß für jeden Tag eine gewisse Präparation nötig ist, die für schwierige Fächer viel Zeit beansprucht, wird ein Spezialisieren im wissenschaftlichen Sinne fast unmöglich gemacht. Nun dürfen wir zwar nicht

vergessen, daß dies bei der mangelhaften Vorbereitung, die die Studenten von den Gymnasien mitbringen, nicht rasam wäre, doch gibt es, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, genug begabte Studenten, die bei dem Präparationswesen verkümmern oder wenigstens nicht zu Resultaten kommen, die ihrer Fähigkeit entsprechen.

Wie wirkt ein solches „System“ auf den Charakter? Dies wird die nächste Frage sein, mit der wir uns beschäftigen müssen. Während der vergangenen Monate hat es nicht an Streitschriften gefehlt, die die gegenwärtige Erziehungsweise auf amerikanischen Hochschulen und Gymnasien (High schools) heftig angriffen. Der Literaturhistoriker Barrett Wendell (Harvard-Universität) schreibt in der *North American Review* (September 1904) in seinem Artikel *Our national superstition* etwa folgendes: Die Erziehung der Amerikaner baut sich auf dem Kindergartenprinzip auf. Der Lehrer muß herausfinden, was der Schüler oder Student gern hat, und darauf muß er ihm zu diesem Wissen auf möglichst leichtem, interessantem Wege verhelfen. Wendell greift die elective studies (das Wahlfächer-system) an, weil sie seiner Meinung nach dazu führen, die wichtigste Seite der Erziehung, die strenge Schulung des Geistes, die intellektuelle Subordination, die notwendiger sei als die Belehrung, zu vernachlässigen. Im Hinblick auf die klassischen Studien gibt der Verfasser zu, daß ihre Vertreter meist tyrannisch oder zu hochmütig gewesen seien, und daß deshalb wohl die Herrschaft der alten Schule den Höhepunkt ihrer Machtentwicklung überschritten habe; doch, sagt Professor Wendell, „hinter den jetzt entthronten Idolen jener Richtung stand eine orthodoxe Wahrheit, die wir bei der neuen Methode noch nicht bemerken können, und die Erziehungsergebnisse waren früher weit besser.“

Professor C. F. Thwing von der Western Reserve Universität (Cleveland, Ohio) wendet sich in *Harper's Weekly*, 24. September 1904, gegen den Vorwurf Wendells, der amerikanische Student unserer Tage sei flabby, d. h. kraftlos, und sucht dessen Behauptung durch Hinweis auf den großen Einfluß des Sports zu widerlegen. Auch in geistiger Beziehung, sagt Thwing, ist der amerikanische Student nicht kraftlos. Hervorragende Lehrer wirken durch ihre Persönlichkeit auf die junge Generation. „Wenn Neuerungen nötig sind, so liegen sie in zwei Richtungen. Erstens müssen die wissenschaftlichen Anforderungen gesteigert werden, und dann brauchen wir tüchtige Leute in der Fakultät. In jeder Universität sollten große Gelehrte, aber auch hervorragende Lehrer sein, Lehrer, die ihre jungen Hörer begeistern und zur wahren Männlichkeit heranbilden, sodaß die heranwachsende Generation die großen Probleme und Gefahren der nahen Zukunft versteht. Wo das erreicht wird, kann von Kraftlosigkeit nicht mehr die Rede sein.“

Schließlich möchte ich noch Professor Henry van Dyke (Princeton Universität, New Jersey) erwähnen, der den streng amerikanischen Standpunkt vertritt. Er sagt in seinem Artikel (*Harper's Magazine*, Oktober 1904) *The School of Life* etwa folgendes: „Die akademische Karriere hat ihre Gefahren, deren größte der Glaube an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft ist, eine Art intellektuelles Fieber, blinde Anbetung von Systemen. . . Spezialisten brauchen wir, und man sagt heutzutage, daß ein wahrer Spezialist sein ganzes Leben der Unter-

fuchung über die Viskosität der Elektrizität widmen muß oder dem Partizipialinfinitiv und ähnlichen Stecknadeln der Konzentration. Dafür mag ein abgeschlossenes Leben nötig sein. Aber wir wollen in unsern Universitäten freien Spielraum haben für Lehrer, die in der Welt gewesen sind, das Leben von mehreren Seiten gesehen und durch Arbeiten verschiedenster Art gelernt haben, wie andre Menschen leben, sich abmühen, und was sie brauchen. Laßt unsre Universitäten ihrer ursprünglichen Funktion treu bleiben, vorbereitende Anstalten zu sein. Wir wollen nicht jährlich so und so viel vollendete Gelehrte aussenden, wir brauchen Lernende, die für die Eventualitäten des Lebens ausgerüstet sind. Was unsre Studenten in den Universitäten lernen sollen, ist: die Fähigkeit zu denken und die Einheit alles Wissens zu verstehn, Ehrfurcht vor der Wahrheit, Liebe zum Schönen, Sympathie mit den Millionen, die aufwärts zu streben versuchen.“

Ich bin etwas näher auf diese Debatte eingegangen, weil ich zeigen wollte, wie im amerikanischen Erziehungssystem das Persönliche hervorgehoben wird. Für den stillen, abgeschlossen lebenden deutschen Gelehrten ist in diesem Lande in der Tat wenig Raum. Oft habe ich hier in Syracuse beobachtet, mit welcher Begeisterung unsre Studenten an den Lehrern hingen, die ihnen imponierten, was natürlich häufig zur Kritiklosigkeit führte.

Einen großen Wissensschatz nimmt der Student nicht von hier ins Leben, wohl aber gesunde Ansichten, frei von jeder Blasiertheit, ferner Achtung für Sittlichkeit und für Religion. Übermenschen werden hier nicht herangezogen, denn für die Treibhausluft der Überkultur zeigt man wenig Empfänglichkeit. Da sich die Universität Syracuse schon jetzt über den Durchschnitt erhebt, scheint die Zeit nicht fern, wo auch in wissenschaftlicher Beziehung bessere Resultate erreicht werden. Die günstige Lage der Stadt, im Zentrum des Staats New-York, wird mehr und mehr zu ihrem Wachstum beitragen. Schon jetzt sind die Augen der Amerikaner auf diese junge, lebenskräftige Bildungsstätte gerichtet, und vielleicht kommt die Zeit, wo man auch drüben in der Alten Welt bei dem Klange des Wortes Syrakus nicht allein an die historische Stätte im sonnigen Süden denkt, sondern auch an die blühende Industriestadt mit ihrer Alma Mater im fernen Westen, dem Lande des Kolumbus.

Syracuse University

Walther Otto



## La Fontaine und das Glück



Glück als Vokabel und Begriff ist eine der Proteusgestalten, an denen unsre deutsche Sprache besonders reich ist. Das, was der Sprechende oder Schreibende meint, wenn er vom Glück redet, hat im raschesten Wechsel bald die eine, bald die andre Bedeutung, und es bleibt, während andre Sprachen für jeden solchen besondern Begriff ein eignes Wort haben, dem deutschen Hörer und Leser überlassen, sich je nach dem Zusammenhange der Rede die Bedeutung heraus-